

„Franken ist nur ein Winkel / in dem Gott irgendwelche Dörfer versteckte“ *)

Fränkische Dorfbilder

Noch hat man Zeit:

*Für einen Plausch
am alten Scheunentor,
für eine Frage nah dem Tun
von Gestern.*

*Noch nimmt man teil
an Freud' und Sorg'
der Alten,
die im Schatten steh'n.*

*Die Fachwerkhäuser
mit dem Filigran der Balken
rahmen gemütlich uns're
Stunden ein.*

*Der Häcker kommt und geht,
er schwärmt von seinem Wein,
und jeder ahnt des anderen Gedanken,
weil jeder jeden kennt
im kleinen Dorf in Franken.*

In diesem Gedicht des Aschaffenburgers **Franz Schaub** findet sich eine Aufzählung von Bildern, die als typisch für fränkische Dörfer gelten: Fachwerkhäuser, Häcker, die Intimität des Dorfes, das Zeit-haben der Menschen. Die Liste ließe sich ergänzen: Die alten Brunnen, die mit Hauswurz bewachsenen Hoftore, die sanften Hügel, die Weinberge und Weintrinker dürften nicht fehlen. Die fränkischen Dörfer und kleine Städtchen erscheinen dabei nahezu als Synonyme für das Fränkische überhaupt oder, wie es der Marktbreiter Ludwig Friedrich Barthel ausgedrückt hat: „*Franken ist nur ein Winkel / in dem Gott irgendwelche Dörfer versteckte*“

Dieses Bild vom gemütlichen und gemütvollen Landstrich mit seinen stillen Winkeln und anmutigen Dörflein, wie es uns einst Dichter vermittelten und Heimatvereine pflegten, bis es zum Klischeebild der Tourismusprospekte geworden ist, ist wie alle Kli-

sches richtig und falsch zugleich: Natürlich gibt es diese Requisiten wirklich, mehr oder weniger häufig, mehr oder weniger unverfälscht in unseren Dörfern, aber stehen neben Fachwerkhäusern nicht auch seit altersher Natursteinhäuser und schieferverkleidete Gebäude, finden sich nicht auch Backsteinbauten und Betonquader, die nur das klischeegetrübte Auge des Betrachters auszublenden vermag. Gibt es neben den „Weinfranken“ nicht auch die weitaus weniger bedachteten „Bierfranken“ und fränkischen Biertrinker, gibt es nicht metallene Hof- und Garagentore, rasselnde Rollos und Satellitenschüsseln auf den Dächern der schnuckeligen Häuser und die Satellitensiedlungen mit rasenumfriedeten Einfamilienhäuschen drum herum? Und die Intimität des Dorfes? Ist sie nicht nur eine Seite einer Medaille, auf deren andere soziale Kontrolle, feste Rituale, fehlende Entwicklungsmöglichkeiten geprägt sind. Sind nicht viele Dörfer längst Schlaforde der Städter, in der sich die Menschen mit nahezu der gleichen Anonymität begegnen wie in einer städtischen Hochhaussiedlung?

Das Dorf im Wandel

Um fränkische Dörfer, wenn auch nicht mit all ihren ihnen angedichteten Attributen, doch zumindest so ähnlichen aufzufinden, wie sie ursprünglich waren, liegt es nahe, sie dort zu suchen, wo sie am abgelegensten sind, etwa auf der Hohenloher Ebene, wo einer der engagiertesten poetischen Chronisten des Dorfes und seiner Veränderungen lebt: **Gottlob Haag**. Gerade sein Werk und dessen Entwicklung über mehrere Jahrzehnte hinweg zeigt jedoch den Wandel der Dorfstrukturen recht deutlich.

In seinem ersten Gedichtband „Hohenloher Psalm“ von 1964 findet sich noch ein Zug der Unveränderlichkeit, ja Ewigkeit, wie er im

Gedicht „Fränkisches Dorf“ zum Ausdruck bringt

Ackerwagenräder durchkreisen
die Zeit, die Hufschlag mir teilt.
Die Weidenbüsche im Bachgrund hüten
Schweigen, das dort verweilt.

Laub umrauscht die Dächerinsel
es mahnt des Kirchturms Lanzendach
Die Stille über den Gräbern murmelt
die Sprache der Tage und Nächte danach

Die Scheiben der Kirchweglaternen verweben
Spinnen mit Mustern verschollener Träume
Dorfsgagen erzählt nachts der Wind
aus dem Geäst uralter Bäume

Schulhoflinde und Dorfbrunnenhaus
sind Veteranen aus Erzväterzeit.
Durch den Schatten im Glockenturm
führt der Weg in die Ewigkeit. –

Kaum mehr als ein Jahrzehnt später schreibt Gottlob Haag ein Gedicht, in dem nichts mehr vom Hauch der Ewigkeit zu spüren ist:

Dorfchronik

Gestern hat der Roßschlächter
das letzte Pferd geholt

Heute fallen die Obstbäume
längs der Straße
einer neuen Trasse
zum Opfer

Morgen

werden die letzten Handwerker
ihren Beruf an den Nagel hängen

Die Bauern
arbeiten als Knechte auf ihren Höfen
wenn die Liebe einen von ihnen
eine Frau als Bäuerin ins Haus bringt
sagen die andern,
er sei mit dem Glück verwandt.

Nun ist bereits das Morgen ein heute geworden.

Das fränkische Dorf im Roman und in der Erzählung:

Während die Darstellungen der fränkischen Dörfer im Gedicht zwischen Idylle und dem Abscheu bzw. der Trauer über deren Zerstörung schwanken, dabei vor allem die zerstörte Dorf-Ästhetik, die zerstörten Bilder vor Augen haben, bemühten sich eine Reihe fränkischer Romanautoren vor allem die soziale Struktur der Dörfer und ihre Veränderung zu zeigen.

Den weitesten Blick zurück in die Geschichte wirft dabei der 1888 in Obersinn nördlich Gemündens geborene Dichter und Pädagoge **Leo Weismantel**. In mehreren Büchern erzählt er aus der Geschichte eines Dorfes vor der Rhön, das er „*Sparbrot*“ nennt. Aus der Beschreibung dessen Lage und Örtlichkeiten, sowie aus Weismantels eigenen Äußerungen geht zweifelsohne hervor, daß es sich dabei um sein Heimatdorf Obersinn, im Sinnatal zwischen Gemünden und der Rhön gelegen, handelt.

Bereits das Äußere des Dorfes um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie er es in seinem Roman „*Das alte Dorf*“ von 1928, dem ersten Band der Rhön-Trilogie „*Vom Sterben und Untergang eines Volkes*“, zeichnet, entspricht nicht dem eingangs geschilderten fränkischen Dorfkłischee:

Das Tal war hier wie ein Kessel geweitet. Schröff stieg der Westberg auf. Dort reckte sich auf halber Berghöhe in dürren Feldern ein großes Kreuz mit einem steinernen Christus auf und riesenhaft standen rundum klappende Steinbilder.

... Grad unter meinen Füßen auf halber Berghöhe lag die alte Kirche, lag wie eine mittelalterliche Feste, doch zerlumpt, kaum mehr als eine der Bauernhütten, die den Hang hinunterlagen, als wären sie ehedem alle um die Kirche gestanden, dann aber abgerutscht, die Webergasse hinab, – eines war da hängen geblieben, eines dort.

Dann schien mir die kleine Kirche, neben der ein niedriger schmaler Turm hockte und die Hütte des Pfarrherren. Nach der Talseite war eine Steinmauer, ein von Setzsteinen roh-

aufgeschichteter Wall, daß die Kirche mit dem Gottesacker nicht abrutsche; gegen den Berg hin war ein Zaun von Holzgeflecht und Dorngesträuch, der sollte die Tiere fernhalten, die bei Nacht aus dem Wald heranstreichen mochten.“

Und erst recht zeigen die geschilderten sozialen Verhältnisse keine Idylle in einer Zeit, die man heute so gerne als heile Welt nostalgisch betrachtet.

So beschreibt Weismantel die Armut der Weber des Dorfes, die in armseligen Hütten leben.

„Armselig standen die Hütten der Webergasse. Kaum, daß die Zimmerleute das Holz etwas behauen und beschlagen hatte, hatten sie es zu dem Rahmen zusammengekeilt, Reisig in das Fachwerk geflochten und mit Lehm beworfen . . . Da und dort auf einer Bank in der Sonne sah ich auch schon einen Dreißigjährigen mit bleichem Gesicht und mit eingefallener Brust, aus der von Zeit zu Zeit ein Kükchen kam . . . Ich wußte, der Herbst nahm die so Gezeichneten fort wie die Blätter, die vergilbten, von den Ästen . . . Die meisten sah ich an der Not sterben, die mit ihnen so im Webstuhl saß. Auf den armen Aeckern von Sparbrot sah ich glühende Blumen wachsen. Die Dürftigkeit und die Not war die Mutter geheimnisvoller, jenseitig glänzender Augen. Die schwindende Sucht sah ich Kirchhofrosen auf die wachsbleichen Wangen pflanzen . . .“ Diese Schilderungen lassen eher an Käthe Kollwitz, an hauptmannsche Elendsgestalten als an traute Dorfidylle denken, zeigen vor allem auch das soziale Engagement des Dichters.

Während Weismantel, ein politisch und pädagogisch stets engagierter Mann, der den Mut gehabt hat, den Nazis zu widerstehen und auch in seinen letzten Lebensjahren in der Zeit des Kalten Krieges seine eigene christlich pazifistische Haltung zu bewahren, in fast allen seinen Romanen eine vergangene Zeit lebendig werden läßt, versuchen andere fränkische Autoren in ihren Dorfromanen zunächst den Problemen ihrer eigenen Zeit gerecht zu werden.

Der erste fränkische Dorfroman unseres Jahrhunderts stammt von einem – zumindest zu seinen Lebzeiten – auch außerhalb Frankens berühmten Autor, dem 1846 in Gnstadt bei Marktbreit geborenen und 1927 verstorbenen **Michael Georg Conrad**, der 1905, – am Ende seines literarischen Schaffens – den Roman „*Der Herrgott am Grenzstein*“ verfaßte, dessen spätere Ausgaben den Untertitel „*Ein Stück fränkischen Leben aus der Vorkriegszeit*“ tragen.

Über dessen Entstehung schrieb Conrad im Vorwort der Nachkriegsausgabe:

Dieser Heimatroman wurde im Frühjahr 1904 in der Turmstube der alten Pipinsburg Schloß Schwanberg im Steigerwald geschrieben im Angesicht der lieblichen mainfränkischen Landschaft mit ihren gesegneten Fluren, Weinbergen, Wiesen und Feldern, die den Schauplatz dieses Dorfromans bildet. Kein einzelner ist der Held der Geschichte. Die ganze Gemeinde spielt mit. Die fränkische Heimatseele wird lebendig und gibt dem Leser ein Stück ihres Lebens zum besten.

Die Dorfbewohner sind dabei nach Aussagen des Autors realen Vorbildern nachgebildet. „Kein einziger vom Pfarrer bis zum Gemeindediener ist erfunden“ schreibt Conrad, der auch seine Eltern und Verwandten unter anderen Namen auftreten läßt.

Auch sonst läßt sich der Schauplatz des Romans, der Ort *Bullendorf*, ohne weiteres als Conrads Heimatdorf Gnstadt erkennen, die Beschreibungen der Häuser und Straßen lassen sich zurn Teil heute noch nachvollziehen.

Die Welt um das Dorf in Conrads Roman ist wie mit Brettern vernagelt. Seine Bewohner sind fremdenfeindlich, verstockt, allen Neuerungen gegenüber abhold, mißtrauisch gegenüber dem Modischen, sie lehnen aus Geiz jede Vorsorge ab ebenso wie neue Wirtschaftsweisen und moderne Hygiene. So stürzt ein stinkender Jauchebach neben dem Brunnen durch das Dorf, Kunstdünger und die Fortschritte moderner Landwirtschaft werden rundweg abgelehnt. Die Umgangsweise der Menschen untereinander ist grob, Frauen werden unterdrückt und eine von

ihnen gar in den Freitod getrieben. Politik soll nach Meinung der Bullendorfer von oben gemacht werden und am besten sollte, so ein Kritiker des Dorfes im Roman, der Reichstag noch das Getreide wachsen lassen. Die Männer, die die Dorfpolitik verantworten, sehen sich als Männer von echtem Schrot und Korn, die ein strenges Reglement fordern, und ihre Modernität erstreckt sich auf das kraftmeierische Einreißen von Stadttoren und das Fällen von alten Bäumen. Die Feindschaft der evangelischen Bullendorfer mit den katholischen Nachbarn aus Hopfendorf gilt unverbrüchlich fest, ein Kontakt mit den Katholischen wird vermieden, als seien sie Aussätzige. Ein junger Bullendorfer, der von Veränderungen und Reformen träumt, sieht sich, wie mancher vor ihm schon, gezwungen, nach Amerika auszuwandern. Seine Nachfolge als Kritiker der Zustände übernimmt der junge träumerische Lehrer Reinhart, der jedoch bei den kleinsinnigen Dorfbewohnern mit seinen Ideen ebenfalls auf eine Mauer der Ablehnung stößt. Erst als er lernt, seine Schwärmerien aufzugeben, sich praktischen Fragen zuzuwenden und sich zugleich zurückzunehmen, entwickelt sich im Dorf eine reformerische Dynamik. Die Praktiker und die Jungen gewinnen an Einfluß, vernünftige Neuerungen halten Einzug, der unglückselige Streit der ansbachisch-evangelischen Bullendorfer mit dem würzburgisch-katholischen Nachbardorf wird beigelegt, romanhaft symbolisiert in einer Heirat der beiden Bürgermeisterkinder, wobei in diesem Fall die Lösung nicht auf wachsende Einsicht beruht, sondern eher mit Mitteln des Bauernschwanks gesucht wird.

Noch deutlicher als bei Conrad tritt in **Adam Scharfers** Dorfromanen die politische Aussage – wenngleich anderer Couleur – hervor, einer Aussage, der sich Handlungsführung und – zumindest am Ende – auch die historische Wahrheit unterordnen müssen.

Adam Scharrer (1889–1948), der sich selbst als Arbeiterschriftsteller bezeichnete, gehörte der politischen Linken in der Weimarer Republik an. Geboren wurde in dem damals recht abgelegenen Großschwarzenlohe, heute ein Ortsteil von Wendelstein. Auf-

gewachsen ist er als Hirtenjunge in Speikern zwischen Lauf und Hersbruck, dort wo man auch den Schauplatz seiner Erzählungen vermuten kann. Neben dem Dorfroman „*Maulwürfe*“ entstanden aus Scharfers Feder im Moskauer Exil noch der autobiographische Roman „*In jungen Jahren*“, dessen erster Teil das Leben des Hirtensohnes im fränkischen Dorf schildert, und der Roman „*Der Hirt von Rauhweiler*“, der ebenfalls in den fränkischen Heimatort Scharfers führen, vor allem das dortige Leben des Vaters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand hat.

Sein Roman „*Maulwürfe*“ spielt in einem *Steinernlaibach* genannten Dorf an der Pegnitz vor dem 1. Weltkrieg bis zur Machtergreifung Hitlers. Er schildert vor allem die Vereidigung der Bauern, die Ungleichheit der Besitzverteilung und das daraus entwachsene politische Leben.

Schon in seiner Jugendzeit lernt der Ich-Erzähler Georg Brendl Not und Elend der Bauern um die Jahrhundertwende kennen. Er wächst in einer kinderreichen Familie in einem zugigen Lehmhaus auf, trotz Mitarbeit der Kinder fehlt es am Nötigsten. Zum Hunger kommen die Erniedrigungen, denen sich die Armen im Dorf ausgesetzt sehen. Als Georgs Vater, ausgezehrt von der Arbeit stirbt, sagt er „*Is a was drin gschissn, in su a Labn*“.

Nach Abschluß der Schule wird Georg, mittlerweile Bauernknecht, Zeuge einer Wirtshausschlägerei und sagt vor Gericht gegen einen im Dorf angesehenen Mann aus. Infolge dieser Parteinahme sieht er sich gezwungen, in das Städtchen Felben an der Pegnitz überzusiedeln, von wo aus er auch in den Krieg zieht. Auch nach der Rückkehr nach Steinernlaibach nach dem Ende des Krieges hat sich dort wenig geändert. Weiterhin haben nur wenige Großkopferte das Sagen. Nach Unwettern und Mißernten wird die wirtschaftliche Not der Kleinbauern untrüglich. Das Leben im Dorf ist mehr denn je geprägt von ungeheuerem Elend und seinen Folgen. – Alkoholismus, Aggressivität, Verschuldung, Krankheit, Verrücktwerden, Selbstmord sind an der Tagesordnung,

während einige wenige Reiche nach der ausgestandener Inflationszeit großbürgerliche Lebensformen annehmen und zugleich im Dorf eine fast feudale Machtstellung erringen.

Georg unterstützt mit einigen Freunden aus der Kreisstadt einen sozialistisch inspirierten „Bund der Frankenbauern“, während gleichzeitig, unterstützt von den Oberen, Vertreter der „nationalen Bewegung“ auf den Plan treten, ein Riß geht durch das Dorf, es kommt zu politisch motivierten Auseinandersetzungen bis hin zu Raufereien und Totschlag. Immer mehr Kleinbauern verlieren ihren Hof, können die Pacht nicht zahlen, immer mehr auch setzen ihre Hoffnung auf die Nazis.

Doch – und hier steht Scharrers Haltung der historischen Wahrheit im Wege – nicht nur Georg und seine im Widerstand organisierten Freunde geben auch nach der Machtergreifung der Nazis nicht nach, der Widerstand bleibt lebendig und nach den ersten Enttäuschungen mit den Nazis und deren Verhalten steht ein großer Teil der Bevölkerung in heimlicher oder offener Opposition zu den Machthabern.

In eine Umbruchssituation – eine Generation später – führt uns die 1978 früh verstorbene **Elisabeth Engelhardt**. Sie wurde 1925 in Leerstetten südlich von Nürnberg, einem zu jener Zeit abgeschiedenen Ort geboren, der heute als Ortsteil der Gemeinde Schwanstetten zu einem Wohnvorort im Nürnberger Einzugsbereich geworden ist.

Der Wandel des Dorfes zur Stadtrandsiedlung bildet so auch den über Franken hinausweisenden Hintergrund des 1974 erschienenen Romans mit dem etwas hölzern klingenden Titel „Ein deutsches Dorf in Bayern“.

Auch wenn dessen Schauplatz, das Dorf „Meisenlach“, nicht als originalgetreues Abbild des Heimatdorfes gedacht ist, trägt es viele von dessen Zügen. „Ich kenne das Milieu, ich gehöre ihm an“, schrieb die Autorin, als sie einen Verlag für das Buch suchte. Ihre ortskundige Biographin Ingeborg Höverkamp hat zwar nur wenige eindeutige topographische Spuren in Leerstetten gefunden, nach Engelhardts eigener Aussage handelt es

sich beim geschilderten Ortsbild um einen Zusammenschnitt der Dörfer Leerstetten und Furth.

Bereits der Anfang weist auf das Thema des Romans hin:

„Jetzt müssen sie unser Dorf auf die Landkarten drucken, auf die Straßenkarten, in den Autoatlas: Meisenlach. 100 Einwohner im Jahr zweiundfünfzig, 1500 im Jahr zweiundsiebzig und vielleicht 15000 im Jahr zweiundachtzig, wenn die Kopfzahl weiter so wächst, schneller als die Brennesseln, wenn die Häuser sich vermehren, ungestüm wie Karknickel.“

Über das alte Dorf heißt es dagegen:

„Wir waren Holzfichse. Unser Dorf stand auf keiner Landkarte verzeichnet. Beehrte ein Fremder unser Dorf mit seinem Besuch, bekamen die Leute kugelrunde Augen. Uns findet nur der Pelzmärkt. Zu uns verirren sich höchstens Heidelbeerpfücker oder Pilzsucher. Der Nachtgieger wohnt im Unterholz. Hier sagen sich Füchse und Hasen gute Nacht.“

und:

„Geld schlug schon immer einen großen Bogen um dieses Dorf. Nur die Not hüpfte am Fensterbrett, jahraus, jahrein.“

In dieser Situation ist für viele Dorfbewohner das Geld verlockend, das von einer Baugesellschaft für den Grundstücksverkauf geboten wird, für den Ausverkauf der Wälder und Fluren, um ein geschlossenes neues Siedlungsgebiet am Dorfrand anzulegen. Trotz mancher Bedenken wegen des Verlustes ihrer Äcker geben fast alle Bauern den Vertretern der Baugesellschaft nach. Bald rücken die Bagger heran, denen „Betonmischfahrzeuge folgte(n), um jene neue Silhouette in die Höhe zu ziehen: Wohnkasernen, ausgerichtet in Reih und Glied, eine Zeile wie die andere, nicht einfach häßlich, nein, sauber, langweilig, stumpfsinnig und von Dauer.“

Dies ist natürlich nicht nur eine Frage der Ästhetik. Auch die Menschen verändern sich, das soziale Gefüge. Es kommt zum Identitätsverlust. An Stelle der bäuerlichen Arbeit

tritt für die Jüngeren die ungewohnte und unbefriedigende Fabrikarbeit:

„Sophie dachte an die Fabrik, immer dieselben Handgriffe, stur, tagaus, tagein in der selben stickigen Bude . . . wie oft wünschte sie sich zurück auf die Äcker zu den Kartoffelfeuern, als wir durch den Rauch rannten, als wir dahockten am Rain mit einem Stück Brot, einer Birne, vorbei.“

Was aber schlimmer noch wiegt: Der neue Reichtum bringt das Ende der Dorfgemeinschaft mit sich. Das Streben nach Geld und materiellen Gütern führt zum Verlust von Werten, zur Orientierungslosigkeit. Die unerfahrenen Bauern erliegen den Verlockungen und lassen sich ausnutzen. Es greift Neid um sich, man verliert die Fähigkeit, mit Behinderten umzugehen, eine Familie wird Opfer eines Heiratsschwindlers, ein Tunichtgut verläßt das Dorf. Nahezu schicksalhaft und zwangsläufig kommt das Unglück in das Dorf, schreitet unaufhörlich und unausweichlich voran. Doch bezeichnenderweise ist es nur die Großmutter, die skeptisch bleibt gegenüber der neuen Zeit. Sie wird zur ungehörten Warnerin, doch auch ihre Zeit ist abgelaufen.

So wird Elisabeth Engelhardts Roman zum stellenweise bedrückend dichten Dokument einer sterbenden dörflichen Kultur, die abgelöst wird von Kapitalisierung, Verstädterung.

Wenden wir uns wieder der Gegenwart zu, kehren wir zurück zu **Gottlob Haags** eingangs erwähntes Werk. In seinem Buch „*Liegt ein Dorf in Hohenlohe*“ von 1992 vereint er ältere und neuere Gedichte und Prosa über sein Hohenloher Heimatdorf Wildentierbach, „Derbe“ genannt.

Auch in diesem Band kommt er nicht umhin, die Veränderungen des Dorfes zu schildern, auch wenn sie nicht mit solcher Gewalt und nicht in solcher augenfälligen Deutlichkeit und Eile über das Dorf hereingebrochen sind wie in Elisabeth Engelhardts *Meisenlach*. Doch muß auch Haag schon die Erinnerung bemühen, wenn er manches über sein Dorf erzählt, in das er nach vielen Jahren wieder zurückgekehrt ist.

„In meinem Dorf werden Pferde / nur noch in Erzählungen / vor den Wagen gespannt. Manchmal trauern die Leute / um die gute, alte Zeit.“

So steht gleich am Anfang der pessimistische Ausblick Gottlob Haags:

Nun bleibt nur noch abzuwarten / wie oft noch die Regenraute blüht, / ehe das Land / zur Steppe erklärt wird.

oder etwas nüchterner ausgedrückt:

In meinem Dorf kümmert sich
der Denkmalschutz um viele Dinge
vielleicht schon bald
um das ganze Dorf.

„Es hat aufgehört / zu sein, / wie es war“ ist der Refrain, der die Aufzählung der Veränderungen begleitet, den Verlust der Weichselbäume, den Rückgang der Elstern und Krähen, der Tauben. Die Einwohnerzahl des ohnehin kleinen Dorfes sinkt, die großen Bauern werden weniger, die kleinen Bauern müssen ihren Betrieb, die Handwerker ihr Geschäft aufgeben, die alten Bauern essen ihr Gnadenbrot, die Jungen, die keine Zukunft sehen und keine Frauen finden, die die Bäuerinnen machen wollen, verlassen das Dorf, es erobert die Brennessel die Bauerngärten, diese wiederum werden zu bestaunten Reservaten für die Fremden.

Es bleibt als Resümee:

... noch steht bislang
die Kirche mitten im Dorf
predigt der Pfarrer sonntags
von Nächstenliebe und dem
Miteinander in der Gemeinde
Aber dennoch müßte ich lügen
wollte ich sagen,
mein Dorf hätte noch Zukunft.

An der Schwelle zur neuen Zeit spielt auch die in der von Michael Zeller und Bobby Kastenhuber herausgegebenen Anthologie „*einwärts: auswärts*“ veröffentlichte Dorfgeschichte „*Kleine Geschichte im Grunde*“ des in Dachsbach im Aischgrund in einer Bauernfamilie aufgewachsenen **Helmut Haberkamm**:

Ort und Zeit der Handlung sind nicht ausdrücklich benannt, wenngleich Haberkamms Kindheitserfahrungen und die Erzählungen aus seinem Dorf sicherlich die Vorlage abgegeben haben. Es ist die in dialektal gefärbter Umgangssprache erzählte Geschichte eines von der Großmutter mit dem Aberglauben geimpften Dorfaußenseiters, der einer alten Frau, ebenfalls Außenseiterin, das Haus niederbrennt, eine Geschichte, in der eine archaische Dorfwelt ein letzte Mal zum gewaltigen Durchbruch gelangt. Danach freilich ist die „alte Zeit“ zu Ende und so faßt Haberkamm den überall in unseren Dörfern sichtbaren Wandel in wenigen markanten Sätzen zusammen,

Es „begannen sich die Bauern sich mächtige Maschinen anzuschaffen und in die Fabriken zu gehen, sie rissen die alten Backöfen weg, auch die Hofstühlen, Wegkreuze, Dorfbäume, Holzbänke. Das Spalierobst an den Giebelseiten verschwand, Fachwerk wurde überputzt und verschalt, alles zugeteert, sauber betoniert, die ganze Flur begradigt und bereinigt. Im Grunde begann da etwas Neues, und die Zeit machte sich aus dem Staub.“

Dorfbilder finden sich auch in einer ganzen Reihe von Kindheitserinnerungen: In **Horst Ulrichts** 1978 erschienenen und 1995 neu aufgelegten Roman „*Kinderlitzchen*“ werden aus der Perspektive des kleinen H., der in den letzten Kriegsmonaten von Nürnberg in das ländliche Städtchen G. evakuiert wird, vor allem Familien- aber auch Dorfgeszenen gezeigt. Besonders das Auftreten der Amerikaner, das Verhältnis von sogenannten „Niggern“ und „Amischicksen“, das Streben nach „Negerschweiß“, dem Kaffee und „richtigem Tabak“, aber auch das wilde Heranwachsen der Kinder in den ersten Nachkriegsjahren findet literarischen Widerhall.

Die selbe Zeit schildert – ebenfalls aus der Sicht des Kindes – **Jürgen Hofmann** in seinem vor einigen Jahren erschienenen Erinnerungsbuch „*Pfarrers Kinder, Müllers Vieh, Kindheit in einem unterfränkischen Dorf.*“ Der Pfarrerssohn, heute Theaterautor und – Wissenschaftler in Berlin, schildert die letz-

ten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre im unterfränkischen Dorf Zeilitzheim eher heiter-beschaulich, wenn auch nicht unkritisch, und hat dabei ein Heimatbuch geschaffen, in dem sich die Bewohner wiedererkennen konnten.

Eine weitere Kindheitserinnerung aus nahezu der selben Zeit, ebenfalls aus der eingeschränkten Kinderperspektive, findet sich in dem Jugendbuch „*Kartoffelkäferzeiten*“ des erfolgreichen Jugendschriftstellers **Paul Maar**, hinter dessen fiktiven Schauplatz Maars Kinderdorf Obertheres bei Haßfurt durchschimmert.

Die Sicht des Zugereisten

Neidhardswinden, ebenso klein wie Gottlob Haags Wildentierbach, auf der Hochebene zwischen Aisch und Zenn gelegen, ist Zweitwohnsitz des Nürnbergers **Godehard Schramm**. Sein Leben auf dem Dorf ist Erfüllung des Wunsches, in diesem Zweitwohnsitz „ein Gegengewicht zum Leben inmitten in der Stadt zu finden“, wie er in dem 1981 erschienenen Buch „*Ein Dorf auf der Frankenhöhe*“ schreibt, dessen Thema 1996 in dem Mundartband „*99 fränkische Lieder*“ eine Fortsetzung gefunden hat. Trotz Kenntnis des Dorflebens aus seiner Kindheit, trotz Kenntnis des mittelfränkischen Dialekts, weiß der Erzähler und Sammler von Eindrücken: „*ohne Bauer zu sein in einem fast noch rein bäuerlichen Dorf Wurzeln schlagen zu können, das ist nicht einfach, zumal wenn man nur als Nebensitzer . . . im Dorf leben kann*“.

Schramms Haltung gegenüber dem Dorf und seiner Bewohner ist so geprägt vom Bewußtsein des Nebeneinanders seiner von der Stadt und seiner Bildung geprägten Denk- und Lebensweisen und den Lebensäußerungen der Dörfler, die er gemäß dem Motto Ernst Jüngers, „*im kleinsten noch eine Ahnung von Schönen zu entdecken*“ zu beschreiben sich vorgenommen hat. Man spürt die Neugierde des Dichters und Gastes, auch zu lernen, zu erfahren, und weil er sich nicht besserwisserisch einmischt, ist er gelitten.

Schramms Dorf Neidhardswinden ist trotz Fernsehen, trotz gelegentlicher Reisen der Bewohner, dem Fortgehen der Kinder in die Mittelpunktschule, noch ein weitgehend altes Dorf, „ein Stück geordnete Welt, in der es am förderlichsten ist, wenn vieles immer seinen gleichen Ort hat“, geprägt von den Ritualen, die länger währen als deren ökonomischer Hintergrund, doch weiß er auch um dessen Vergänglichkeit: *Während der Schneeschon nachzugeben begann, sah ich zum ersten Male in dieser Deutlichkeit die Gefahr des Überrollt-Werdens; das Wegnehmen der Freiheit durch Geld.*“

Der Blick des Reisenden auf die fränkischen Dörfer

Nochmals werfen wir einen anderen Blick auf fränkische Dörfer, den Blick des Nicht-franken, des Reisenden, des Vorbeigehenden, der sich fern der eingangs geschilderten Klischees um ein eigenes Bild des fränkischen Dorfes bemüht.

Der Frankfurter Reiseschriftsteller **Horst Krüger** widmet eines seiner Porträts Sommerhausen, dem Ausnahmedorf, Vorzeigedorf, nicht allzu weit von Würzburg gelegen, berühmt durch sein kleines aber feines Theater,

„Alles liegt tief ist alt, ist schöner Zerfall. Die engen Gassen, die bröckelnden Hausfassaden, die Brunnen, die Wirtshausschilder: alles uralt, obwohl die vierhundert Jahre, die manche Häuser hier auf dem Buckel haben, für Frankens Ausgeruhtsein im Schoß der Geschichte so schwer nicht zählen. Kokettiert nicht die Stadt mit ihrer Gebrechlichkeit? Small ist jetzt beautiful. Alt ist jetzt jung. Verkommen ist schick. Nur wer wie ich aus trostlosen Hochhäusern kommt, weiß die schiefe Schönheit von Schindeldächern dankbar zu schätzen. Ich meine, es muß seinen Grund haben, warum ich gerade von Sommerhausen spreche. Nicht von Schweinfurt.“

Das fränkische Dorf als Gegenbild, als Augen- und Seelenerholungsort für den Städter. Da möchte man dann freilich keinen Blick hinter die Fassaden werfen, nichts wissen von den Bewohnern, ihrer Geschichte und ihren

Geschichten, die so oft gar nicht passen wollen zu dem Augenschmaus, da möchte man auch nicht in die anderen Dörfer sehen, denen Fachwerk und Geranienschmuck abgehen. Horst Krüger ist sich seiner eingeschränkten Sichtweise bewußt, er findet, was er sucht, nicht mehr und nicht weniger, er weiß es und kann souverän damit umgehen. Ob andere, denen das fränkische Dorf, das Städtchen aus den Glanzbroschüren entgegenleuchten, ähnlich hellsichtig sind? Ob sich die Franken darin wiedererkennen, die Sommerhäuser ebenso wie die von Fremden vergleichsweise vernachlässigten oder verschonten Winterhäuser auf der anderen Mainseite, ob sie sich gar selbst so sehen?

Oder ist es so, wie der Sommerhäuser, **Emil Mündlein**, der in mehreren Gedichten seines Bandes „*Horch, wie die Zeit vergeht*“ protokolliert, wie sich die Dorfbewohner nur langsam an den über sie hereinbrechenden Tourismus gewöhnt haben wie an die „*Narretei*“ des Theaters in ihrem Dorf und mit Unverständnis und Verwunderung auf das Interesse der Fremden an ihren alten Gemäuern reagieren, eines Tourismus, der Dörfer und Städtchen wie Sommerhausen vielleicht noch mehr verändert hat als der ökonomische Niedergang des Bauernstandes die Dörfer auf der Höhe im Hinterland.

Gähst durch die Gass / sichst wia si it / jetzt / mit Strouhler an d'r Gasthöuf / am hellichta Touch / denkst wia si wour / sunst / wua kee Haustür zuagschlossa wour / am hellichta Touch / schneuzt di / denkst senn mer närrisch / oder wer oder wous / verbeißt wous / gähst weiter / verlierst dein Humor niet / wennst konnst.

„Franken ist nur ein Winkel / in dem Gott irgendwelche Dörfer versteckte.“

Nicht mehr? fragt sich der Zeitgenosse. Aber wäre, ist, das „Mehr“ ein „Mehr“ oder ein „Weniger“?

^{*)} Der Aufsatz ist eine stark gekürzte und veränderte Fassung einer gleichnamigen Sendung des Studio Franken vom Mai 1998.